

Erlebnisse des ehemaligen Sergeanten L. Philipp

1870/71 bei der 12. **Kompagnie** Inf.-Regt. Nr. 30, zuletzt Feldwebel dieser Kompagnie. *)

An einem der ersten Tage des Monats Januar 1871 beim Ausmarsch des Regiments aus der Stadt Lure, welche ungefähr 4 Stunden weit von Belfort entfernt liegt, erhielt die 12. Kompagnie unter Führung des Hauptmanns v. Fischer-Treuenfeld den Befehl, zur Unterstützung des Etappenkommandos (1 Kompagnie Landwehr-Jäger) bis auf Weiteres in Lure zu verbleiben. Am 2. Tage gegen Abend wurde die Kompagnie alarmiert. Nachdem die Kompagnie gesammelt und rangiert war, marschierten wir bis gegen 9 Uhr und bezogen sodann in dem Dorfe By les Lure Quartier. Bei der Befehlsausgabe um 9 $\frac{1}{2}$ Uhr erhielt der 7. Zug den Befehl, um 10 Uhr und der 8. Zug um 12 Uhr unter Führung der Zugführer je eine Erkundung gegen den Feind auszuführen. Beide Züge kehrten jedoch bald zurück, weil sie vom Feinde beschossen wurden. Ich erhielt von meinem Hauptmann den Befehl, mit dem Schützenzug um 2 Uhr mich am südlichen Ausgang des Dorfes einzufinden, hier würde zu gleicher Zeit eine Abteilung Kavallerie (2. Ref.-Drag.-Regts.) eintreffen und wir hätten gemeinschaftlich eine Rekognoszierung auszuführen evtl. bis nach einem Dorfe, dessen Namen ich nicht mehr genau weiß, zu marschieren und daselbst den Maire und die Schöffen des Dorfes gefangen zu nehmen, weil am vorhergehenden Tage in dem Dorfe eine Kavallerie-Patrouille erschossen wurde. Wie befohlen war ich auch mit meinem Zuge zur Stelle, bald traf auch ein Zug Kavallerie unter Führung eines Leutnants hier ein. Nachdem ich mich demselben gemeldet und auf Befragen meinen Auftrag mitgeteilt hatte, erklärte derselbe, auch er hätte den gleichen Auftrag. Zum Schlusse sagte er: „Nun, dann wollen wir unser Heil mal versuchen.“ Die Kavallerie wurde in Spitze und Vortrupp eingeteilt und ich folgte mit meinem Zuge als Haupttrupp. Nachdem wir ungefähr 10 Minuten im Marsche waren, kam uns eine preußische Ulanenpatrouille in Stärke eines Zuges entgegen. Der Ulanenoffizier frug, wohin wir wollten, worauf demselben unser Auftrag mitgeteilt wurde. Hierauf erklärte der Ulanenoffizier, auch er hätte einen ähnlichen Auftrag, hätte aber umkehren müssen, weil er vom Feinde beschossen worden sei. Da nun weder mein Führer noch ich im Besitze einer Karte waren, stieg der Ulanenoffizier vom Pferde und wir suchten gemeinschaftlich auf dessen Karte (derselbe war auch mit einer kleinen Taschenlampe versehen) das Dorf auf, wohin wir eigentlich marschieren sollten. Da nun daselbe in südwestlicher Richtung lag, zweigten wir von der Straße ab und marschierten, ohne auf Widerstand zu stoßen,

*) Zu Regiments-Geschichte S. 431.

über das hochbeschneete Feld bis gegen 5 Uhr. Hier stießen wir auf eine alleinliegende Mühle, der Müller wurde herausgeklopft und ein Einspännerwagen requiriert zum Transport der Tornister meines Zuges. Alsdann wurde der Marsch fortgesetzt. Bei Beginn des Tages gelangten wir an ein Dorf. An einem der ersten Häuser des Dorfes stand ein Bauer. Dieser wurde befragt, ob im Dorfe der Feind wäre, die Frage wurde verneint. Der Bauer wurde natürlich als Führer mitgenommen bis außerhalb des Dorfes. Danach wurde er auf sein Bitten, er könnte doch in seinen Holzschuhen in dem tiefen Schnee nicht mit fortkommen, entlassen. Nachdem er sich schleunigst aus dem Staube gemacht hatte, bemerkten wir leider zu spät, daß wir irre geführt worden waren. Anstatt uns durchs Dorf zu führen, führte der Bauer uns ums Dorf auf einen Feldweg. Während ich und der Leutnant die Nichtsnutzigkeit des Bauern besprachen, kam ein Mann der Spitze und meldete, eben sei eine feindliche Infanterie-Patrouille in ein im Felde gelegenes Gehöft gelaufen. Gleichzeitig bemerkte ich in der Hauptstraße des in der Niederung liegenden Dorfes eine außergewöhnliche Menschenmenge und vermutete zugleich, daß in dem Dorfe sich etwas zutrage. Ich benachrichtigte den Leutnant sofort und wir verständigten uns dahin, daß es wohl ratsamer sei, wieder zurückzumarschieren bis zur Hauptstraße und das Dorf abzusuchen, als die einzelne Patrouille zu verfolgen. Im Lauffschritt gings zurück bis zur Hauptstraße. Wir marschierten sodann durchs Dorf und überraschten in der Mitte desselben die Bauern, die damit beschäftigt waren, die Pferde anzuspinnen, um die während der Nacht requirierte Fourage und Lebensmittel zur feindlichen Armee zu verbringen. Ihnen wurde sogleich eröffnet, wieder abzuspannen und sich nach Hause zu begeben, was sie auch sofort taten. Da wir von hier aus noch eine Stunde weit von unserm Bestimmungsort entfernt waren, so traten wir sogleich den Weitermarsch an. Während unseres Marsches durch einen großen Wald begegneten uns 2 Fuhrleute, welche auf unsere Frage erklärten, in dem fraglichen Dorfe wäre ein ganzes französisches Infanterie-Regiment in Quartier. Mit der größten Vorsicht marschierend, erreichten wir gegen 10 Uhr die Waldlisiere. Sogleich meldete die Spitze, zwischen dem Walde und dem im Tal liegenden Dorfe sei auf einer Brücke eine frische Verschanzung sichtbar. Während die geschlossenen Trupps im Walde belassen wurden, ging ich mit dem Leutnant bis zur Waldlisiere, um zuzusehen, wie die Spitze die verschanzte Brücke erreichen möge. Der eine Reiter ritt in einer gewissen Entfernung rechts, der zweite links durch den Bach und der dritte über die Brücke. Sie war nicht mehr besetzt. Bei der Rückkehr zu meinem Zuge, mit dem ich vorrücken wollte, bemerkte ich am östlichen Ausgange des Dorfes den Ausmarsch des Feindes. Ich benachrichtigte sofort den Leutnant von dem Gesehenen und wir beide beobachteten, an der Waldlisiere stehend, daß ein ganzes feindliches Infanterie-Regiment in der Richtung des Weges, den wir kamen, jedoch ungefähr 1500 Meter von uns entfernt, in östlicher

Richtung sich im Marsche befand. Da nun schon seit Beginn des Tages in unserer rechten Flanke, wenn auch anscheinend eine Stunde weit entfernt, eine sehr lebhafte Kanonade deutlich vernehmbar war und wir von hinten keine Unterstützung zu erwarten hatten, so erachteten wir beiden Führer in Anbetracht unserer wohl sehr gefährlichen Lage für geboten, von der Gefangennahme des Maires und Konsorten abzusehen und den Rückmarsch anzutreten, was wir auch sogleich taten. In dem zweiten Dorfe, welches wir passierten, wurde eine Mittagspause gemacht und marschierten wir demnächst nach unserem Ausgangspunkte zurück. Um 3 Uhr trafen wir dort ein, fanden aber keinen einzigen deutschen Soldaten im Dorf. Hier war nun guter Rat teuer. Wohin nun? Nachdem ich dem Leutnant mitgeteilt hatte, daß der Brigadestab in den letzten Tagen in Lure gelegen und womöglich noch daselbst sei, kamen wir zu dem Entschluß, eine Patrouille nach Lure zu entsenden, um anzufragen, wohin wir marschieren sollten. Um 4 Uhr ritt die Patrouille ab und kehrte um 9 Uhr zurück mit dem Befehl, die Kavallerie solle in der Richtung des heutigen Gefechtes vorrücken und die Infanterie solle nach Lure zurückkehren. Wie befohlen, wurde sofort der Rückmarsch angetreten und trafen wir um 12 Uhr in Lure ein. Ich begab mich sofort zu meinem Hauptmann und erstattete ausführlichen Bericht. Als ich geendet hatte, erklärte derselbe, wir hätten richtig verfahren, auch wenn wir den Maire und Genossen nicht mitgebracht hätten.

Nachdem mein Hauptmann mich entlassen hatte, suchte ich mein altes Quartier auf und legte mich um 1 Uhr sehr ermüdet auf mein Strohlager, mit dem Bewußtsein, um einen recht kritischen Tag älter geworden zu sein.



Kriegserlebnisse des Veteranen Georg Messinger

1867/1871 bei der 12. Kompagnie Inf.-Regts. Nr. 30.

Aus seinen Erlebnissen ist besonders der in der Regimentsgeschichte — S. 419 — erwähnte Tod des Sergeanten Dauster am 19. Dezember 1870 bei Chanoy bemerkenswert.

Messinger gibt darüber an:

Sergeant Dauster wurde mit einem Halbzug durch einen Wald vorgeschickt — es war am 18. Dezember. — Wir stießen unterwegs auf eine französische Infanterie-Patrouille, die gleich zum Schein die Waffen streckte. Dauster ging mit 4 Mann vor und befahl ihnen, die Waffen niederzulegen. Sie aber drehten ihre Chassepots schnell um und gaben Feuer auf Dauster und seine 4 Mann. Als wir ihnen zu Hilfe kamen lebte Dauster noch so lange, daß er noch einige Worte mit uns sprechen konnte, starb dann aber gleich. — Bemerkung der Schriftleitung: Nach der Verlustliste ist Dauster erst am 19. Dezember 1870 gestorben. Schuß durch den Hinterkopf.



Erlebnisse des ehem. Musketiers Johann Kleber

Vom 16. 12. 1869 — 24. 2. 1871 bei der 12.,
„ 25. 2. 1871 — 11. 6. 1871 bei der 4. u. 2.
„ 11. 6. 1871 — 6. 2. 1872 bei der 4.
Kompagnie Inf.=Regts. Nr. 30.)*

Meine Kompagnie marschierte am 8. Januar 1871 von Lure nach By les Lure zur Unterstützung des 2. Res.=Drag.=Regts. und die Kompagnie beteiligte sich lebhaft an dem Patrouillenverkehr. Ich war bei der Offizierspatrouille von Leutnant Groß. Es hatte uns viele Mühe gekostet, nur einen Bauern mit Wagen zum Fahren der Tornister aufzutreiben. Wir kamen gegen 11 Uhr abends vor Billerszele, im Gänsemarsch hinter den Pappeln gehend, die beiderseits der Chaussee standen, an und hatten strengen Befehl, keinen Schuß abzugeben. Dort angekommen, wurden wir von den französischen Vorposten mit „Qui vive?“ angerufen, blieben deshalb ein paar Augenblicke gedeckt hinter den Bäumen stehen. Darauf gab auf nochmaliges Anrufen der französische Posten einen Signalschuß ab und gleich darauf erschienen ca. 12—15 Mann, welche ebenfalls feuerten. Da wir nun versichert waren, daß Billerszele vom Feinde besetzt war, zogen wir uns unserm Befehl gemäß zurück und überbrachten die Meldung den Dragonern, die sie schleunigst zum Hauptquartier nach Besoul beförderten.

Ich wurde am 13. Januar im Gefecht bei Chavanne durch einen Gewehrscuß in den rechten Arm verwundet, kam von dort zum Hauptverbandplatz nach Chagey. Dort wurden wir anderen Tages per Achse nach Chenebier befördert ins Feldlazarett. Als dann am 16. die Franzosen die schwache Besatzung unseres rechten Flügels zurückdrängten, entwich ich aus dem Lazarett, mit dem Vorsatz, besser tot wie gefangen. Ich kam dann nach Frahier zum Verbandplatz, mußte mit noch mehreren anderen Verwundeten ebenfalls wegen des Vordringens des Feindes dort weg und irrte nun planlos bis zum Anbruch der Nacht umher. Dann kam ich in ein Dorf, in welchem auch nicht ein Mann von unseren Truppen einquartiert war. Dasselbst hatte ich jedoch Glück. Der Mann, an den ich mich wandte, war nicht deutschfeindlich gesinnt. Ich bekam etwas Warmes zu essen und ein gutes Bett und verblieb dort die Nacht ohne jegliche Störung. Andern Tags marschierte ich bei eingetretenem Tauwetter bis nach La Chapelle, woselbst ich Aufnahme in einem Lazarett fand, in welchem ich als Nebenmann einen Kameraden fand, welchem von den Frantkireurs der Unterkiefer

*) Zu Regiments-Geschichte S. 431.

mit dem Gewehrkolben zerschmettert und die Zunge halb abgeschnitten war; von dort kam ich mit noch mehreren anderen Kameraden anderen Tages wieder auf Transport nach Dannemarie, um von dort aus nach Deutschland befördert zu werden. Nun ging es über Mühlhausen, Colmar, Straßburg nach Kehl, woselbst auf deutschem Boden großartige Bewirtung eintrat. Von Kehl fuhren wir nun weiter und kamen morgens 3 Uhr in Karlsruhe an, verblieben dort bis 8 Uhr morgens und wurden dann am 19. von Karlsruhe über Heidelberg, Darmstadt nach Frankfurt am Main befördert. Das war eine feuchtfrohliche Fahrt, weil die Kaiserproklamation dort bekannt wurde. Ueberall Freudenfeuer auf den Bergen. In Frankfurt kam ich ins Privatlazarett von Rothschild. Hier hatte ich eine ausgezeichnete Pflege. Nach Heilung der Wunde kam ich dann am 25. Februar zum Ersatzbataillon nach Metz.



Erlebnisse des Lazarettgehilfen P. Petilliot.

1870/71 bei der 12. Kompagnie Infanterie-Regiment Nr. 30.

Es war am 13. Januar 1871 und es froh sehr stark, als wir des Morgens um halb sieben Uhr in der 12. Kompagnie des 30. preussischen Infanterie-Regiments nach Chavanne zu marschierten. Unser Weg führte durch ein anmutiges Tälchen, und wir passierten 2 Dörfer, deren Namen mir jedoch unbekannt geblieben. Im dritten Dörfchen endlich, in Chavanne, trafen wir die übrigen 3 Kompagnien des Bataillons, die Tags vorher schon dorthin abmarschiert waren. Nachdem wir Quartiere bezogen, empfingen wir unsere Lebensmittel und trafen Anstalten, das Mittagessen zu bereiten. Wie bald aber sollten wir bei dieser Beschäftigung auf nicht ganz angenehme Weise gestört werden!

Raum stiegen nämlich die ersten Wasserwellen über dem Fleische im Kochgeschirre empor, als ein Hin- und Herlaufen der Offiziere, besonders des Adjutanten, bemerklich wurde, welchem dann auch bald der Befehl folgte, sofort anzutreten. Schnell standen wir schlagfertig da. Von einem kleinen Hügel aus konnte man den Feind in hellen Reihen anmarschieren sehen. Meine Kompagnie erhielt den Befehl, mit der 9. und 11. Kompagnie hinter dem Dorfe Stellung zu nehmen, bis das Gefecht eröffnet sei. Kaum dort angelangt, sausten uns die Granaten und selbst schon vereinzelt Gewehrkugeln über die Köpfe. Aber es sollte erst beginnen, das kriegerische Spiel! Die meisten französischen Granaten waren gut gezielt, zu unserem Glücke aber platzten nur sehr wenige.

Einige Kompagnien des II. Bataillons unseres Regiments hatten den Rand des Dorfes besetzt und verteidigten dasselbe recht tapfer. Plötzlich sprengte unser Major heran und kommandierte: „Zwölfte Kompagnie vorgehen!“ Wir marschierten aus unserem Hinterhalte auf der linken Seite des Dorfes vor und standen bald dem Feinde auf freiem Felde gegenüber. Auch nicht die geringste Deckung war hier zu finden und die Kugeln flogen wie ein starker Hagelschauer um uns her. Herr Lieutenant v. Lettow und ich hatten zufällig hinter einem Furchenhügel, auf dem einige Steine zusammengetragen waren, etwas Schutz gefunden. Ersterer sah sich gerade nach den vorderen Reihen unserer Stellung etwas um — wir waren nämlich Unterstützungstruppen —, da schlug eine Kugel auf seine Helmspitze, prallte jedoch ab, ohne ihn oder sonst jemand zu beschädigen. Bald darnach aber jammerte ein Mann auf dem rechten Flügel. Das war ein Signal für mich, da ich zum Lazarettgehilfen ausgebildet und als solcher der Kompagnie zugeteilt war. Rasch lief ich hin, um nachzusehen. Obschon der Verwundete auf die Brust zeigte, konnte ich doch nirgends eine Wunde entdecken und

auch keine Blutung wahrnehmen. Schnell entschloß ich mich deshalb, ihn aus dem starken Kugelregen fortzubringen. Während des Transportes dieses Verwundeten sah ich auch schon meinen Hauptmann Herrn v. Fischer kommen, er hatte einen Schuß durch den Arm. Einen Kameraden der mir den Verwundeten fortbringen half, hörte ich plötzlich einen durchdringenden Schrei ausstoßen. So gut es ging, suchte ich mich zu überzeugen, wo er getroffen war, und sah bald, daß er eine Kugel durch den Rücken in den Unterleib bekommen hatte. Nun war es meine Aufgabe, zwei fortzubringen. In Vereinigung mit ein paar Mann, die ich anrief, gelang mir dies ohne weiteren Unfall.

Aber welcher Anblick wurde mir, als ich den Verbandplatz betrat! Dort waren schon 3 Aerzte und 4 Lazarettgehilfen in voller Tätigkeit, und aus jedem Winkel des ziemlich geräumigen Zimmers kam mir ein herzerreißendes Jammern und Stöhnen entgegen. Ein Blick genügte, mich von der Lage der Dinge zu überzeugen. Sofort begann ich mit dem Auskleiden meines ersten Verwundeten, da mir dessen Zustand zu rätselhaft erschien. Er klagte über sehr heftige Schmerzen in der Brust, und doch war über die ganze Brustfläche keine Verletzung wahrzunehmen. Während des Entkleidens bemerkte ich jedoch schon ein Loch in seinem Hemde über dem linken Schlüsselbeine. Die Kugel war also, von oben zwischen Schulterblatt und Schlüsselbein in die Brust eingedrungen. Die Schmerzen nahmen immer zu, und versiel der arme Schelm bald in einen bedauernswerten Zustand, ohne daß ihm hätte können geholfen werden.

So gings immer fort, neue Verwundete kamen und schon Verbundene wurden auf Wagen fortgebracht. Jeden Augenblick sah ich einen näher bekannten Kameraden unter den Angekommenen. Auch der älteste Lieutenant meiner Kompagnie, R o t h e, der den schon verwundeten Hauptmann vertrat, kam mit an. Wieder brachte man einen, der klagte nicht, er lag ruhig auf seiner Bahre; ich wollte nachsehen, wo er verwundet sei, seine Seele aber war bereits befreit von ihren Fesseln. Es war einer meiner früheren Arbeitskameraden, er hatte sich erst kurz vor dem Feldzuge verheiratet gehabt (O t t aus L o c k w e i l e r). Einige Augenblicke nur konnte ich ihm widmen, denn viele waren der Hilfe bedürftig.

Wir arbeiteten mit der größten Anstrengung, um den armen Kameraden so schnell und so viel als möglich zu helfen. Es wurden die Verbundenen so schnell als möglich auf Wagen fortgeschafft und wir waren eben beschäftigt mit Aufladen eines derselben unter spezieller Aufsicht des Herrn Stabsarztes Dr. C o u l o n, als Herr Lieutenant S t o l l e II mit dem letzten Zuge vorbeimarschierte. Dieser rief Herrn Stabsarzt Dr. C o u l o n zu: „Wenn Sie mit wollen Herr Stabsarzt, dann kommen sie, sie sind mir auf den Fersen.“ Der Herr Stabsarzt antwortete: „Wir können noch nicht fort, wir haben noch zu tun.“ Während dieses kurzen Gespräches gewahrte ich noch vier Dreißiger links von uns hinter einem Gartenzaun, die mit der größten Ruhe auf die Franzosen feuerten und rief ihnen zu,

doch schleunigst zurück zu gehen, da eben der letzte Zug zurück sei. Fast zu derselben Zeit kamen die ersten Franzosen rechts an. Wir hatten nämlich Befehl, das Dorf nur kurze Zeit zu halten.

Wir hofften immer noch, an demselben Tage zu unserem Truppenteil zurückkehren zu können, aber wir sollten bald eines anderen belehrt werden: erst mußten wir noch die Behandlung von französischen Kriegsgefangenen näher kennen lernen.

Man stellte uns gleich eine Wache vor Türe und Fenster und schloß die Türe ab. Ein französischer Soldat machte sich ein Vergnügen daraus, uns auf die gemeinste Weise zu beschimpfen, er legte uns nebenbei die Sünden unserer ganzen Armee zur Last und dies alles in deutscher Sprache. Beinahe aber wäre er auch mit deutscher Münze bezahlt worden. Etwas oberhalb unseres Verbandplatzes hatten sich bedeutende Massen Franzosen, zum Teil in einer Scheune und zum Teil auf einem freien Platze gesammelt. Unser unvergeßlicher Artilleriehauptmann Herr Fischer, dessen Batterie uns Dreißiger oft begleitete, muß Letzteres bemerkt haben und sandte den Franzosen zum Abschiede noch eine Granate auf diesen Haufen ab. Um ihren Zweck zu erfüllen, ging sie etwas zu hoch, stopfte aber doch unserem großmaulichen Franzosen vollständig das Maul. Letzterer stand gerade vor unserer Türe und war in vollem Zuge, als die Granate ankam und ihm den ganzen Türpfeiler auf den Rücken warf. So sehr er auch im Zuge war, er ließ sich doch durch dies Ereignis unterbrechen und konnte nachher wahrscheinlich den Faden nicht mehr aufnehmen; wenigstens entfernte er sich still, ohne geendet zu haben. Wir waren ihn dadurch los geworden und hatten von dieser Seite nichts mehr zu ertragen. Mehrere Franzosen, Offiziere sowohl als Soldaten, begegneten uns sehr freundlich, fast freundlicher als wir erwarten konnten.

Der Stabsarzt, Herr Dr. Coulon, wurde auf ganz anständige Weise gebeten, einen verwundeten französischen Offizier zu besuchen, der in Chavanne darniederlag. Er gab mir Befehl, ihn zu begleiten, und wunderte ich mich sehr über das zuvorkommende Benehmen der französischen Offiziere während der Untersuchung des Verwundeten. Der Stabsarzt sprach sehr geläufig französisch und konnte sich infolge dessen mit ihnen unterhalten. Von diesem Gange zurückgekehrt, beantragte er, man möge uns erlauben, das Schlachtfeld auf etwa zurückgebliebene Verwundete abzusuchen. Es wurde ihm das erlaubt, wir fanden aber nur einen Toten, der unserem Regimente angehörte, und wahrscheinlich einer von den vieren gewesen ist, die in dem Moment unserer Gefangennahme noch so ruhig feuerten, Unteroffizier Bach aus Walpershofen bei Saarbrücken. Der Stabsarzt Herr Dr. Scholl suchte mit einem anderen Gehülfen die entgegengesetzte Seite ab, und fanden diese noch einige verwundete Franzosen, die, nachdem sie verbunden waren, von französischen Soldaten übernommen wurden. Gegen Abend kamen wir alle wieder zusammen und hofften nun entlassen zu werden. Allein in diesem Punkte hatten wir uns getäuscht und sollten dies

bald erfahren. Als wir unsere sämtlichen bereits ausgeplünderten Toten zusammengetragen hatten, deren es zehn waren, ließ man uns bei den Verwundeten wieder eintreten und schloß die Türe ab. Wie wir später erfuhren, wurden vor Türe und Fenster Posten aufgestellt mit dem Befehle, den niederzuschießen, der sich unterfangen würde, ein Fenster zu öffnen. Wir hatten unterdessen auch kein dringenderes Bedürfnis, als auszuruhen. Es wurde beschloffen, daß einer wachen müsse, um die Verwundeten zu bedienen, und dieser sollte alle zwei Stunden abgelöst werden. Alle übrigen schliefen bald ein. Es dauerte aber nicht lange, so weckte uns Herr Stabsarzt Dr. Coulon mit dem Befehl, unsere Waffen abzugeben. Wir sprangen auf und sammelten an Waffen, was wir eben fanden. Die eigenen Seitengewehre hatten wir schon früher abgegeben. Während wir so beschäftigt waren, entwickelte sich eine einerseits drollige, anderenteils sehr ernste Unterhaltung zwischen unsern drei Aerzten, unserem Feldprediger und einem französischen Obersten. Der Feldprediger war abends angekommen, um die Verwundeten zu besuchen. Es befanden sich selbstverständlich auf unserem Verbandplazze verschiedene Waffen, die von Toten und Verwundeten zurückgeblieben waren. Unter anderem fand sich auch ein Degen nebst Revolver vor, der einem schwer verwundeten Fähnrich gehörte. Der französische Oberst wollte letzteres nicht zugeben, und behauptete, genannte Waffen gehörten Herrn Stabsarzt Dr. Scholl. Man suchte ihm das auszureden, und auch der Feldprediger verteidigte den Stabsarzt ganz warm. Der Oberst wurde wild und behauptete, es befänden sich außerdem noch Waffen auf unserem Medizinkarren. Auch dies wurde ihm als ein Irrtum bezeichnet. Das Ende war, daß man die beiden Karren untersuchte. Unglücklicherweise fand sich ein französischer Kürassiersäbel vor, den sich der Fahrer des einen Karrens noch aus Straßburg mitgenommen hatte, außerdem lagen einige Gewehre von Verwundeten in der Nähe. Das war nun aber dazu angetan, den Herrn Obersten ganz außer sich zu bringen. Uns alle wollte er am nächsten Morgen erschießen lassen, dem Führer aber, sagte er, würde er selbst den Säbel durch den Leib rennen. Er schimpfte noch viel und lange; seine besondere Verachtung gab er dem Feldprediger zu erkennen und ging dann endlich weg. Bald gewahrten wir aber, daß wir schärfer bewacht wurden und vor jedem Fenster einen Doppelposten hatten. Lange besprachen wir uns über unsere Lage, konnten sie aber nicht um einen Deut verbessern. Wir entschloffen uns indessen, uns nicht wie Hunde erschießen zu lassen, sondern sobald wir am nächsten Morgen sähen, daß es soweit sei, eine Attaque zu machen, um unser Leben so teuer als möglich zu verkaufen; wenigstens aber im Kampfe zu sterben.

Verschiedene ließen sich vom Herrn Pastor auf den Tod vorbereiten. Endlich dann mahnten unsere ermatteten Körper zur Ruhe und bald lagen alle, außer der Wache für die Verwundeten, auf dem Strohlager und hatten das Schreckliche der Tage vergessen. Wir alle standen am nächsten Morgen in banger Erwartung auf

und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Gegen 7 Uhr wurde die Lüre geöffnet und unser Oberst vom Tage vorher trat ein. Er unterhielt sich mit den Aerzten, doch konnten wir ihm schon im Gesicht ablesen, daß sein Zorn sich etwas gelegt hatte. Dabei drängte sich die Vermutung auf, daß der Herr am vorigen Abend mochte betrunken gewesen sein; seine entschiedene Heiserkeit an diesem Morgen bestätigte wenigstens unsere Vermutung. Wir fünf Lazarett-Gehülfen sprachen eben mit einander davon, was wohl aus dem Fahrer geworden sein möchte, denn ihn hatte der Oberst sofort einsperren lassen. Nach des Fahrers nachheriger Erzählung hatte er ihn aber nur eben tüchtig geängstigt, ihm allerdings auch sein Erinnerungskreuz von 1866 abgerissen und mit den Füßen gestampft.

Auf den Gesichtern unserer 3 Aerzte und des Feldpredigers bemerkten wir während deren Unterhaltung mit dem Obersten ab und zu ein leichtes Lächeln und trösteten uns daher einstweilen mit der Hoffnung, daß noch alles gut werden könnte. Es dauerte nicht lange, so wurde die Unterhaltung abgebrochen und der Oberst entfernte sich. Wir hatten nichts Eiligeres zu tun, als uns nach dem Resultate der Unterhaltung zu erkundigen. Man sagte uns, daß der Herr sich geändert habe, und falls ihm ein Frühstück mit Champagner zu Gebote stände, würde er dasselbe möglicherweise zum besten geben. Also doch wieder ein kleiner Trost.

Wir hatten seit dem 12. abends nichts oder doch nur sehr wenig genossen. Am 13. hatten wir um die Erlaubnis gebeten, unser Fleisch kochen zu dürfen, allein man gab uns abschlägige Antwort. Die verhängnisvolle Nacht über fühlten wir den Hunger weniger. Als wir aber am 14. morgens von unserer Todesangst befreit waren, da mahnte der Magen ganz ernstlich an sein Dasein. Einige von uns Gehülfen waren noch im Besitze von kleinen Stückchen Brot, andere fanden hier und da noch etwas in den zurückgebliebenen Brotbeuteln derjenigen Verwundeten, welche am Tage vorher, gleich nachdem sie verbunden waren, auf Wagen fortgebracht wurden. Mir wurde das Glück, in einem Brotbeutel noch ein gebratenes Huhn zu finden. Alles wurde zusammengelegt, und nun überlegten wir, wie wir es verteilen konnten, ohne ungerecht zu werden.

Unsere Gesamtzahl belief sich auf elf Personen: Die Stabsärzte Dr. Coulon und Dr. Scholl, Assistenzarzt Dr. Anstoots, Feldprediger Reck, Lazarett-Gehülfen: Thömes, Gorschalki, Lades, Schonard und Petilliot, Fahrer Junker und Füsilier Tholey, der als Krankenträger gewirkt hatte. Der zweite Fahrer Seibert war als Arrestant abgeführt. Daß die vier Herren nicht im Besitze von Lebensmitteln waren und ebenfalls Appetit hatten, war uns kein Geheimnis. Obschon uns lange nicht genug zur Verfügung stand, um unsere sieben satt zu werden, so konnten wir doch nicht umhin, auch die Herren zu unserem bescheidenen Mahle einzuladen. Sie nahmen unsere Einladung bereitwillig an und bald

war das Wenige möglichst gleichmäßig verteilt, natürlich aber noch schneller verzehrt.

So standen wir nun zum Abmarsche fertig, der denn auch nicht allzu lange auf sich warten ließ. Es wurden Wagen geholt, um unsere Verwundeten aufzuladen, was bald geschehen war. Zwei mußten wir zurücklassen, weil nicht Platz für sie alle auf dem Wagen und auch kein Wagen mehr aufzutreiben war. Man beruhigte uns mit den Worten: die bereits aufgeladenen Verwundeten würden nach einem nahen französischen Feldlazarett gebracht, woselbst auch wir, nachdem die beiden zurückgebliebenen geholt sein würden, beschäftigt werden sollten.

Von einer starken Bedeckung geleitet, (42 Mann), langten wir nach etwa einer Stunde an unserem Bestimmungsorte an. Große Massen französischer Soldaten gafften uns neugierig an. Nicht nur wir, sondern auch unsere Verwundeten standen stundenlang auf einer Stelle. Dieses lange Halten in der Kälte wird wohl mehreren der letzteren schwer geschadet haben. Endlich kam ein Offizier, und die Wagen mit den Verwundeten wurden auf seinen Befehl fortgebracht. Es ließ sich erwarten, daß nun auch die zwei in Chavanne zurückgebliebenen Schwerverwundeten nachgeholt würden, aber davon war keine Rede mehr.

Raum waren die Kranken ins Lazarett gebracht, so ging es mit uns vorwärts. In der Nähe von Hericourt kamen wir durch ein Dörfchen, (Aibre), das scharf besetzt war von Franzosen. An beiden Seiten der Straße standen dichte Reihen, die uns lustig beschimpften, teilweise auch schwiegen. Besonders oft mußten wir hören: „Prussien caput! Napoléon, Bismarck, Guillaume caput! Wie schmerzlich dies auch anzuhören war, in unserer jetzigen Lage mußten wir es ruhig ertragen. Fort und fort drangen diese Rufe an unsere Ohren.

Allmählich näherten wir uns wieder einem Dorfe, Désandans, welches noch schärfer besetzt war, als das vorherige. Denn hier war das Hauptquartier und wurden wir dem kommandierenden General vorgestellt, welcher uns verhören ließ. Die vier Herren wurden fortgeführt und erhielten ein Frühstück. Unser, der Soldaten, Frühstück bestand in der schon bekannten Portion: Prussien caput und dergl. Schließlich erbarmte man sich unserer insoweit, daß man uns in einem geheizten Schulsale rasten ließ, wo wir auch keine Schmähen zu ertragen hatten. Sehr ermüdet, von Frost und Hunger gepeinigt, überwältigte uns der Schlaf in diesem warmen Zimmer. Durch ein Geräusch aufgeweckt, bemerkte ich, daß eben auch unsere Herren zurückgekehrt waren. Sie kamen auf uns zu mit den Worten: „Hat man Euch auch etwas zu essen gegeben?“ Unsere Antwort war ein trübes Nein. Sie hatten keinesfalls geahnt, daß man uns nichts gegeben, sonst hätten sie uns vielleicht nicht gefragt.

Es dauerte nicht lange, so drang das Kommando wieder an unsere Ohren: „allez marchez!“ und weiter fortgesetzt wurde unser Marsch. Gegen Abend langten wir tief unten in einem Tale wieder

in einem Dörfchen an, dessen Name mir unbekannt geblieben ist. Der Empfang war wie gewöhnlich, nur unser Feldprediger sollte hier ganz besonders fühlen, was es heißt, von Franzosen gefangen zu sein. Dieser Herr trug eine schöne goldene Brille, die, wie er sagte, acht Taler im Ankauf kostete. Ein französischer Offizier ärgerte sich wohl über diesen Schmuck, sprang in unser Glied und riß dem Pastor die Brille unter den ordinärsten Schmähungen von der Nase. Nach der Melodie: „Frisch gewagt ist halb gewonnen“ riß dieser ihm dieselbe wieder aus der Hand, und sie war gerettet.

Unterdessen waren wir vor dem Quartiere des dort kommandierenden Generals angekommen. Recht lange standen wir nochmals auf dem kalten Hofe, trösteten uns jedoch mit der Hoffnung, daß man uns wenigstens Brot verabreichen würde. Unsere Herren bekamen auch hier wieder eine Erfrischung, wir gingen abermals leer aus.

Ohne daß wir irgend eine Speise bekommen hatten, gab man uns das Zeichen zum Weitergehen. Eine kurze Strecke marschierten wir fort, hielten aber bald wieder vor einem ziemlich großen Hause, in welches unser Führer eintrat. Er mochte eine halbe Stunde dort verweilt haben, als er wiederkam und nochmals gings weiter. Als das Ende des Dorfes bald erreicht war, stiezen wir auf eine Kolonne und wurden durch letztere eine geraume Zeit aufgehalten, weil wir noch immer unsere Medizinkarren vom 2. und Füsilier-Bataillon mitführten. Wir hörten von unserm Kommandoführer, was auch schon früher gesagt worden war, daß wir über Lyon nach der Schweiz ausgeliefert werden sollten.

Nach langem Toben und Treiben war dann endlich die Kolonne vorbei und unser Weg war frei. Von Soldaten wurden wir nun weniger mehr belästigt, weil nur dann und wann einzelne an uns vorbeikamen; diese gingen ruhig vorüber, wahrscheinlich hielten sie letzteres am ratsamsten, denn es schien doch, daß, wo sie nicht zu Hausen standen, der Respekt vor den Deutschen ziemlich groß war.

Nach und nach kamen wir dem Dörfchen Geney näher und wurde uns gesagt, daß wir dort übernachten sollten. Man führte uns nach Ankunft vor den dortigen Maire. Der Maire schien ein gutmütiger Mann zu sein. Wir baten ihn, er möchte doch dafür sorgen, daß wir etwas Speise und Trank bekämen, was er bereitwillig zusagte.

Im Schulhause war unsere Schlafstätte nicht etwa eingerichtet, sondern wir schliefen auf der Erde oder auf den Bänken, je nach Belieben. Das Beste aber, die Lebensmittel, blieben leider auch diesmal aus. Nicht lange, so zeigte sich der Lehrer mit seiner Frau bei uns. Von übergroßem Hunger angespornt, fragte ich, ob er nicht ein wenig Brot und Fleisch hätte, wir wollten es gerne kaufen. Meine Frage wurde mit „Ja“ beantwortet, und wirklich kam der edle Herr bald mit einem Stück Brot von ungefähr 2 Pfund, nebst einem bescheidenen Portiönchen Fleisch an. Zu fünf aßen wir das Gebrachte, obschon das Fleisch für einen noch nicht hinreichend

gewesen wäre. Der Lehrer fragte, ob wir etwa ein Glas Wein dazu wünschten? Dabei spielte ein ironisches Lächeln um seinen Mund, so daß ich glaubte, er beabsichtigte, uns zu foppen. Meine Kameraden aber plakten mit dem: „Oui“ heraus und wirklich, er brachte eine Flasche Wein. Unterdessen war das Mahl schon beendet und ich fragte nach der Rechnung. Es wurde uns gesagt, das Fleisch mit Brot mache 50 Sous, die Flasche Wein mache 12 Sous. Mit etwas Naserümpfen bezahlten wir was verlangt wurde und suchten ein Plätzchen, wo wir der Ruhe pflegen konnten. Daß auch hier nichts für uns geliefert wurde, hatten wir schon begriffen.

Am nächsten Morgen bereiteten wir uns einen Kaffee, den wir selbst noch bei uns hatten. Ein Stück Brot von etwa 3 Pfund erhielten wir dazu, wofür wir 2 Franken bezahlen mußten. Dies hatten wir zu elf Personen verzehrt. Die vier Herren waren wieder einquartiert worden, wir hatten aber noch 3 Gefangene zu uns bekommen, einen Dreißiger und zwei Fünfundzwanziger. So gespeiset, traten wir wieder an, um weiter zu wandern. Unsere Herren kamen und konnten nicht anerkennend genug schildern, wie gut man sie behandelt hatte.

Nach Clerval ging heute unser Weg und sollten wir dort die Bahn erreichen. An diesem Tage hörten wir starkes Artilleriefeuer in der Richtung nach Belfort, indessen begegneten uns nur wenige französische Truppen.

In Clerval angekommen, wären wir sicher ermordet worden, hätten uns nicht unsere Bedeckungsmannschaften tapfer beschützt gegen den aufgebrachten Pöbel. Als wieder Ruhe und der Knäuel auseinander getrieben war, kam ein alter französischer Soldat, ein Elsässer, zu mir und sprach mich in deutscher Sprache an. Er erkundigte sich nach unserer Behandlung seit der Gefangennahme, die ich ihm dann auch der Wahrheit gemäß schilderte. Er ging dann zu unserem Kommandoführer und erbat sich die Erlaubnis, mich mitnehmen zu dürfen. Ungefähr 50 Schritte weiter führte er mich an das Wachfeuer seiner Truppe. Dort nahm er ein Kochgeschirr mit einer steifen Suppe, aus Kartoffeln, Gelbrüben u. dgl. bestehend, kam auf mich zu und sagte: „So, Kamerad, laß Dir wohlschmecken!“ Es hat gut geschmeckt, ich erinnere mich wenigstens nicht, wann mir ein Mittagessen besser geschmeckt hätte. Man hatte hier eine Feldbahnstation eingerichtet und waren die Mannschaften zur Arbeit hierher kommandiert. Nachdem ich dem Alten herzlich gedankt hatte, brachte er mich wieder zurück. Nach einiger Zeit stiegen wir in einen Eisenbahnzug ein, um nach Besançon zu fahren. Ehe wir dorthin kamen, war die Nacht hereingebrochen. Wir wurden bis zum nächsten Morgen im Wartesaal untergebracht. Da war die ganze Nacht reges Leben. Militärzüge kamen an und gingen wieder ab, deren Passagiere uns mitunter recht wunderbar ansahen, ohne uns jedoch zu belästigen. Höchstens prahlten sie mit ihrer Macht und besonders mit den Hoffnungen, die sie auf den Erfolg der nächsten Tage bei Belfort setzten. Am ärgerlichsten

hörte ich dies von den abenteuerlichen Garibaldianern, deren auch ein kleiner Trupp dort ausgestiegen war.

Am nächsten Morgen wurden wir auf die Kommandantur geführt und mußten hier, wie gewöhnlich, fast den ganzen Vormittag warten. Schließlich gings dann weiter durch viele Straßen, wobei wir von den Vorübergehenden tüchtig beschimpft wurden. Gegen derartige Begrüßungen schon ziemlich abgestumpft, machten wir uns sehr wenig daraus. Eine Frauensperson aber rief in deutscher Sprache: „Schlagt sie kaput, die Hundel! Wozu noch so viele Umstände?“ Das war denn doch etwas zu stark; aber wir mußten schweigen.

So schleppte man uns den Rest des Vormittags herum, es schien fast, als wolle man uns den Bewohnern der Stadt als Merkwürdigkeit zeigen. — Gefangene waren ja in dieser Gegend selten. Es wurde gerade Mittagessen umgetragen, als wir im Zivil-Arresthause ankamen. Hier trafen wir noch viele Leidensgefährten, besonders Krankenträger, die bei Villersexel am 9. Januar gefangen genommen waren. Von diesen hörten wir schon, daß auch hier Schmalhans Küchenmeister sei, aber, erzählten sie weiter, es sind barmherzige Schwestern da, die gegen Bezahlung Brot, Butter, Käse und Kaffee verabfolgen..

Von hier schrieb ich eine Feldpostkarte an meinen jetzt seligen Vater, die ihn auch glücklich erreichte; die einzige Nachricht, die ich während meiner Gefangenschaft an ihn brachte. Er wußte also wenigstens, daß ich noch lebte.

Eine Art Kellerraum, mit Stroh belegt, wies man uns zum Quartiere an. Dort sollten wir, wenigstens teilweise noch, eine neue Bekanntschaft machen. Als wir uns gehörig ausgeschlafen hatten, merkte ich ein eigentümliches Beißen auf der Haut an verschiedenen Körperteilen. Vorläufig legte ich der Sache wenig Gewicht bei, als ich aber mit der Hand nach einer solchen Stelle an der Brust hinlangte, stieß ich auf einen Feind, der gerne im Dunkeln operiert. — „Auch noch Läuse“ dachte ich, ohne jedoch meinen Leidensgefährten etwas zu sagen; daß auch diese schon damit geplagt waren, wagte ich kaum zu glauben. Dies war am 17. Januar, und nun wurde ich die unliebhaften Gäste nicht mehr los, bis ich am 22. März von Diedenhausen aus 5 Tage zu Muttern gehen konnte.

Am 18. Januar fuhren wir von Besançon nach Lyon und sollten dann endlich wieder frei werden. Ueber Dijon ging unsere Reise und hielten wir in der Nacht vom 18. zum 19. auf dem dortigen Bahnhofe einige Stunden an. Ein freudiges Gefühl beschlich uns, als wir hörten, daß wir dort halten sollten. Jedemfalls hofften wir, dort manchen Kameraden zu treffen, weil wir mehrere Wochen daselbst im Quartier gelegen, im Ganzen auch mit der Bürgerschaft in sehr gutem Einvernehmen gestanden hatten.

Hier gings aber auch nach jenem Sprüchwort: „Mit gefangen, mit gehangen“. Wahrhaftig, diese Leute wären uns ans Leben gegangen, sofern sie uns hätten erreichen können. Hier nach jemand zu fragen

und ihn als Bekannten oder gar als Freund bezeichnen, das wäre eine Anklage gewesen, die letzteren sicher in den Kerker gebracht haben würde. Man kann daraus folgern, wie es kam, daß so mancher, der als nicht transportabler Kranker hier oder dort zurückbleiben mußte, für immer vermißt bleiben wird.

In Lyon kamen wir am 19. Januar morgens gegen 10 Uhr an. Wir waren seit 24 Stunden aus dem Winter in den Frühling übergegangen. Schnee gabs hier nicht mehr, dagegen sah man in den Gärten der Vorstadt schon dicke Knospen mit grünen Knöpfchen an manchem Strauche. Zur kurzen Rast wurden wir in eine Kaserne geführt, aus deren Gegenüber ein Trompeter Vergnügen darin fand, uns die Marseillaise recht oft vorzublasen. Wir hätten gerne auf dieses Vergnügen verzichtet und dagegen ein Stückchen Brot entgegengenommen.

Im Laufe des Tages wurden wir Lazarettgehilfen von den anderen Gefangenen getrennt und mußten unsere Legitimationspapiere vorzeigen. Schon war die Bestimmung getroffen, daß wir nach der Schweiz befördert werden sollten, als ein Offizier schweißtriefend mit einer Depesche ankam, wahrscheinlich die Nachricht von der französischen Niederlage bei Belfort meldend, und aus war es mit der Schweiz. Nur unsere 3 Aerzte und der Feldprediger wurden dorthin entlassen.

Nachdem wir zum großen Trupp wieder zurückgetreten waren, untersuchte man uns auf etwaigen Besitz von geographischen Karten, zu deren Ablieferung wir vorher aufgefordert worden waren. Als Verpflegung bekamen wir ein jeder zwei Pfündige Brote. Essen gabs sonst nicht — auf eine Eisenbahnfahrt von 2 mal 24 Stunden, ohne ausgestiegen zu sein. Unsere vier Herren wußten nicht, daß wir nicht mit ihnen fahren durften. Als dieses entschieden war, hatte sich mein Freund Gorschalki zu Herrn Stabsarzt Scholl zu schaffen gewußt, um ihn zu bitten, er möchte ihm einige kleine Rechnungen ausbezahlen, deren Betrag Gorschalki für das Bataillon vorgelegt hatte. Die Zeit war nahe, daß wir einsteigen sollten und Gorschalki war noch immer nicht da. Endlich, als das Einsteigen schon im Gange war, kam er an mit einem großen Korbe voll Flaschen, dazwischen Brot, Käse und Wurst. Schnell halfen wir ihm in den Wagen und ließen uns dann erzählen, wie er zu diesem Schatze gekommen. Der Stabsarzt Scholl habe ihm den Korb übergeben lassen, um ihn am Zuge damit zu erwarten. Zu spät erfuhren die Herren also, daß wir nach der Insel Oleron, sie aber nach der Schweiz geschafft wurden.

Die Lokomotive piff, unser Zug ging ab, und der Korb stand in unserer Mitte. Daß wir denselben nicht mitschleppten, um ihn vielleicht im Jenseits an seine Adresse zu bringen, läßt sich wohl denken. Eine Flasche wurde entkorkt, Gorschalki setzte sie an den Mund, um den Inhalt zu prüfen. Lächelnd reichte er sodann mir dieselbe. Auch ich setzte an und wie Feuer lief die Flüssigkeit in einen kalten hungrigen Magen; es war nämlich ein vortrefflicher

Rognak. So schluckte jeder einmal und aß ein Stück Brot dazu. Dieser glückliche Zufall rief unsern Humor wieder wach. Gorschalki machte manchen guten Witz, daß er so indirekt für sein ausgelegtes Geld entschädigt sei. Die übrigen Flaschen enthielten meistens Wein. Es wurde so sparsam als möglich mit dem Borrath umgegangen, und so reichte er für die lange Fahrt von 2 Tagen und 2 Nächten aus.

Am 21. Januar gegen Abend kamen wir in La Rochelle an und wurden im Zivilarresthause untergebracht. Hier bekamen wir doch wenigstens wieder eine warme Suppe als Abendbrot. Am 22. gegen Mittag wurden wir nach dem Hafen geführt. Es war ein schöner Sonntag und die Städter standen dichtgedrängt auf der Straße, sodaß wir kaum durchzukommen wußten. Vermüschungen aller Art stieß man gegen uns aus, spuckte nach uns und suchte uns auf jede Weise zu kränken. Eine Frau drängte sich sogar vor einen Fünfundzwanziger (Lehrer Sperber aus Westfalen) und spuckte ihm ins Gesicht. Dieser gab ihr aber eine so derbe Ohrfeige, daß sie sich im Kreise herumdrehte. Jetzt, dachten wir, machen sie Sturm auf uns; aber gerade das Gegenteil. Die Frau verhielt sich ruhig, und die übrigen vergaßen das Schimpfen. Die deutsche Ohrfeige schien ihnen zu imponieren.

Wir kamen ohne weitere Störung in den Hafen und fuhren um 2 Uhr mit dem Dampfer „Aufredi“ nach der Insel Oleron ab, wo wir gegen 5 Uhr ankamen. Ungefähr 500 Deutsche trafen wir dort schon an. Unsere eigene Zahl mag sich zuletzt auf ungefähr 300 Mann belaufen haben.

Man wies uns in die Kasematten, wo noch Platz vorhanden war. Die Lager bestanden aus Steinplatten mit ein wenig elendem Stroh. Letzteres war so kurz zerlegen, daß es mehr einer Spreu gleich als Stroh. Zwar hieß es, wir sollten alle 14 Tage bis drei Wochen neues Stroh bekommen, meines Wissens kam aber nie welches an. Zum Glück litten wir nicht mehr durch Kälte. Der Mantel genügte vollständig als warme Decke beim Schlafen. Auf 2 Tage bekamen wir ein 3-pfündiges Brot, und mittags auf je 11 Mann eine irdene Schüssel schlechter Suppe von Mauleselsfleisch, mit ein klein wenig Fleisch. Da die Schüsseln ziemlich spitz zuliefen, so war der Inhalt ziemlich gering. Vier Mann hätten sich allenfalls satt essen können an der Portion, die für elf bestimmt war. Wiederholt kam der Fall vor, daß irgend ein Schlauer sich beim „Fassen“ verkroch und dann eine Schüssel für sich allein leerte. Natürlich hatten nun die andern zehn garnichts, insofern nicht zufällig etwas übrig geblieben war. Auf Grund dessen wurde jedesmal ein Unteroffizier kommandiert, der den Betreffenden begleiten mußte, wenn er zum Fassen ging. Nach beendetem Essen wurden die Eselsknochen in einem Korbe vor die Küche geschüttet, und da sah man nicht etwa nur unsere efluftigen Polacken, sondern auch Leute von Stand und Bildung schlichen sich bei und suchten einen Knochen zu erhaschen, um die etwaigen Sehnenrestchen abzunagen. Dester kams dabei zu

Schlägereien, so daß die Knochen unter die Füße der Zankenden gerieten; ein dritter, der weniger unverschämt war im Beidringen, erhaschte dann mitunter eines dieser Streitobjekte, wusch es im Brunnen ab und benagte es mit gutem Appetit.

Eine Kantine war zwar da, erstens aber war alles sehr teuer dort, und zweitens fehlte es den Meisten an Geld. Papiergeld wurde nämlich gar nicht und Silbertaler nur zu $2\frac{1}{2}$ Franken angenommen. Ein Glas Wein von ungefähr $\frac{1}{4}$ Liter Inhalt bekam man zu 2 Sous; der war neben seiner Billigkeit sehr gut. So lange das Geld reichte, trank ich täglich ein Glas; allein am 6. Februar schon war meine Kasse gesprengt. Nach Hause kam kein Brief, wenigstens keine Antwort von dort. Dazu litt ein großer Teil von uns an Ruhr, und auch ich hatte drei Wochen lang damit zu kämpfen. „Gott verläßt keinen Deutschen“, sagt das Sprüchwort, und das hat sich schließlich auch bei mir bewährt. Ein Krankenträger hatte eine Uhr, die berüchtigt war, weil sie immer verkehrt ging. Derselbe hatte Geld und äußerte den Wunsch, seine Uhr gegen eine bessere zu vertauschen. Vielleicht in jedem anderen Falle wäre mir meine Uhr zum Vertauschen zu gut gewesen, in diesem Falle aber ließ ich mich auf einen Tausch ein und erhielt noch vier Taler heraus. Jetzt war ich wieder in der glücklichen Lage, zu meinem Stückchen Brot täglich ein Glas Wein zu trinken, und wahrscheinlich infolge dessen kehrte auch die Gesundheit bald wieder zurück.

Anfangs Februar machten wir unter Bedeckung einen Spaziergang an den Strand. Die Veränderung, und besonders der Anblick der See, brachte wieder etwas Farbe in unsere düsteren Gemüther. Dies blieb aber auch der einzige Spaziergang dieser Art. Doch auch noch andere standen uns bevor. Vor unserer Ankunft hatte man schon unter der Leitung eines Fünfundzwanzigers (Lehrer Gillenhausen aus Westfalen) einen Gesangsverein gegründet. Drei meiner engeren Kameraden und auch ich schlossen uns diesem Männerchore an. Bei Beerdigung von Kameraden durften die Sänger mitgehen, um den Hingeshiedenen ein Grablied zu singen. So kamen wir einigemale in das Städtchen St. Georg; denn dort war der Friedhof. Den Inselbewohnern, die — nebenbei erwähnt — sehr gemüthlich waren, gefiel unser Gesang außerordentlich. Ein reicher Mann ließ beim Rückmarsch jedesmal sein Thor öffnen und uns in seinen Hof eintreten. Dort bekam dann jeder von uns ein Stück Brot und ein Glas Wein, gewiß sehr viel in unserer Lage. In der Regel wurde ihm dann auch noch ein lustiges Liedchen gesungen, und mit Gesang gingen wieder zum Tore hinaus.

Bei einer solchen Gelegenheit sangen wir auch einmal das Lied: „Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen!“ durch die Stadt und gewannen dadurch die Sympathie der dortigen Damenwelt. Am selben Abend schon sandte eine derselben ein Buch Notenpapier als Zeichen ihrer Aufmerksamkeit. Es kamen nun öfter Damen zu Besuch, denen wir dann jedesmal auf Verlangen einige Lieder vorsangen. Einmal

waren ihrer fünf und, nachdem sie unseren Dirigenten gebeten hatten, sangen wir auch ihnen einige Lieder, darunter den sogenannten „sanften Heinrich“, von einem Kameraden, Lehrer Sperber, geschrieben. Dieses Lied endete mit einem Walzer. Obwohl die Damen unsere Worte nicht verstanden, fühlten sie doch schließlich den Walzer durch und begannen zu trappeln. Der Eindruck war jedenfalls ein sehr guter, denn sie boten uns ein Faß Wein zum Geschenk. Der französische Sergeant aber, der uns befehligte, erlaubte nicht die Annahme und nur mit vielem Bitten brachten es die Damen dahin, daß wir fünf Flaschen Cognac annehmen durften.

Unsere Verbindung mit der Außenwelt hatten wir folgendermaßen hergestellt. Die Bessergestellten brachten alle Stückchen Zeitungen, in denen sie Lebensmittel eingewickelt bekommen hatten, zu einem Manne, der sie zusammenlegte, bis die Zeitung allmählich ganz zusammen war. Dieser übersetzte die Nachrichten und las sie alle paar Abende vor. Auf diese Weise wußten wir von dem Schlage bei Belfort, wir wußten von den Friedensverhandlungen und endlich auch vom Ausliefern der Gefangenen. Ob wir auch ausgeliefert werden? darüber wußten wir nichts und glaubten schließlich, die Parteien würden sich am Ende noch nicht einmal einigen können. Dieser Unsinn, den wir von französischen Federn dort mitunter hörten, rechtfertigte jedenfalls unser Mißtrauen. So kam einmal ungefähr folgender Artikel in einer französischen Zeitung vor: „Frankreich gleicht einer kranken Mutter, deren Söhne liebend vor ihr stehen, ohne ihr helfen zu können; da es uns aber nicht möglich war, Deutschland zu überwinden, so wollen wir wenigstens versuchen, es unterliegend zu zermalmen.“

So ging Tag für Tag dahin, bis endlich am 3. März morgens gegen acht Uhr ein elegantes Fuhrwerk bei unserem Quartiermeister vorfuhr. Der Ordnung halber waren wir in Kompagnien, Korporalschaften u. s. w. eingeteilt. Die Sergeanten und Unteroffiziere waren Kompagnieführer. Wir waren eben auf der Jagd nach unsern kleinen Peinigern, als das Wägelchen vorfuhr. Gleich wurden die Kompagnieführer gerufen, wir aber beeilten uns, vor der Türe Stellung zu nehmen, denn sicher ging etwas Wichtiges vor. Da kam plötzlich ein Sergeant (Vogel) aus dem Hause gestürzt, sprang hoch in die Luft, mit dem Rufe: „Kameraden, wir sind frei! Ihm folgten die übrigen ebenso.

Was jetzt geschah, ist nicht gut zu beschreiben. So viel weiß ich noch, daß sich Haufen bildeten, die sich umarmten und teils wild schrieken, teils laut weinten, teils lachten wie wahnsinnig und wieder andere rannten umher, als wären sie vom Bösen geplagt. Alles war Freude, übergroße Freude bei den Worten: Freiheit, Heimat!

Nach und nach wurden die Gemüter der Glücklichen wieder ruhig und wir beschloßen, dem Ueberbringer dieser frohen Botschaft, dem Kommandanten der Insel Oleron ein Abschiedslied zu singen. Er nahm das Anerbieten bereitwillig an und wir sangen unsere besten Lieder. Seinerseits ließ er jedem der 50—60 Sänger ein

großes Glas Wein vorsezen und hielt durch einen Dolmetscher etwa folgende Abschiedsrede: „Mir ist bekannt, daß Euer Schicksal nicht das beste war. Ihr dürft nicht glauben, daß es meine Schuld oder die Schuld Frankreichs war, daß es nicht besser sein konnte. Die unglücklichen Verhältnisse, die über Frankreich gekommen, tragen die Schuld daran. Jedoch bin ich fest überzeugt, daß jeder von Euch irgend etwas hier liebgewonnen hat, oder auch irgend etwas Liebes mit in die Heimat nimmt, sei es auch noch so klein. Dazu wünsche ich Euch glückliche Reise und frohes Wiedersehen in der Heimat.“

Er begleitete uns bis zum Dampfer und fort gings der Heimat zu.

Wir hatten nun nichts mehr zu ertragen, niemand wagte es noch, uns zu beleidigen, wir waren ja freie Deutsche.

Am 14. März 12 Uhr mittags trafen wir in Tours bei der Armee Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl ein und wurden dort außerordentlich freundlich empfangen. Besonders die Braunschweiger Kameraden überschütteten uns mit Wohlthaten. Ganze Kisten Zigarren leerten sich über uns aus, als wir durch die Straßen marschierten.

Nachdem wir gut in der Kaserne gespeist waren, bezogen wir Quartiere. Obschon uns der alte General, der uns übernahm, warnte, wir möchten uns in acht nehmen, besonders vor dem Trinken, bis wir erst wieder ordentlich bei Kräften seien, konnten wir es doch nicht verwinden, die Freiheit zu genießen und Tours zu sehen. Wo und wann uns ein Kamerad begegnete, hieß es: „Kamerad, komm mit, einen trinken!“

Alle Not war nun vorüber. Leider wurde aber hier noch ein Landwehrmann von einem Strolche auf der Straße erstochen, wie mir Kameraden erzählten. Er sollte nicht das Glück haben, die goldene Freiheit lange zu genießen und war nebenbei noch Familienvater! Sonst ging alles ausgezeichnet und mit jedem Tage rückten wir wieder der Heimat näher. Von Diedenhofen aus bekam ich am Geburtstage Seiner Majestät unseres Kaisers fünf Tage Urlaub und sah meine Eltern, Kinder und Geschwister gesund wieder.

